

(Nachdruck verboten.)

## 4) Kleinbürger.

Roman von Elisabeth Kuylenstierna.

Marie Luise hatte sich so gesetzt, daß sie die Aussicht auf die See hatte, welche die Abendsonne mit ihren letzten Strahlen goldgelb und rot färbte; der Wald hob sich wie ein dunkler Rahmen gegen den glänzenden Wasserpiegel ab. Sie spielten heute abend nicht, diese glitzernden Wellen, sondern lagen ganz still in der Abenddämmerung, als möchten sie sich durch nichts stören lassen. Die Willen auf der andren Seite des Ufers spiegelten sich im Wasser, ihre Fensterscheiben glänzten blank im Sonnenlichte, und der Rauch der Schornsteine stieg gerade auf in der klaren Luft. Das kleinste der Häuser, das fast wie ein Puppenhaus aussah, gefiel Marie Luise am besten; sie wünschte sich so ein kleines Häuschen, in dem sich kaum mehr Platz fand als für zwei, zwei, die sich aufrichtig liebten. Sie wußte so gut, wie es darin aussehen müßte: oft hatte sie in Gedanken solch kleines Heim eingerichtet, würde sie je dazu kommen, es in Wirklichkeit zu thun?

„Nein, jetzt müssen wir wirklich gehen, sonst wird Mutter unruhig!“ sagte Karin und stand entschlossen auf, indem sie sorgfältig Blätter und Tannennadeln von ihrem marineblauen Wollkleide klopfte. „Wo ist Ewen? Ich habe ihn schon lange nicht mehr gesehen!“

„Er ist da unten und tanzt!“ sagte der eine der Techniker. „Soll ich ihn holen?“

„Ja, bitte, Herr Brun, thun Sie das,“ sagte Marie Luise. „Wir können uns ja beim Eingang wieder treffen.“

„Darf ich Deine Jacke tragen, Marie Luise?“ fragte Nils, und ohne eine Antwort abzuwarten, nahm er sie ihr vom Arm. Sie waren ein Stückchen hinter den übrigen zurückgeblieben, doch schien ihnen durchaus nicht daran zu liegen, diese einzuholen. Er schlug dann und wann mit seinem Spazierstock einen Grassalm oder eine Blume ab, sie schritt still mit ihrem leichten, graziösen Gang neben ihm her.

„Du bist nicht gerade sehr unterhaltend, Nils!“ sagte sie schließlich lächelnd. „Woran denkst Du?“

„An Dich!“  
Sie war an seine offene, etwas derbe Art gewöhnt, konnte jedoch nicht hindern, daß ihr das Blut bei dieser Antwort wie ein warmer Strom in das sonst so bleiche Antlitz stieg und es rot färbte.

„Macht Dich das glücklich?“  
Er blickte ihr in die strahlenden Augen.

„Ja, denn ich hoffe, daß Du nicht anders als gut von mir denkst!“ sagte sie mit einem Versuch zum Scherzen.

„Nein, ich sann darüber nach, ob Du wohl Mut haben würdest, mir in jene großen, grünen Wälder hinaus zu folgen, von welchen Günther sagte. Darf ich Dir alles sagen, was ich dachte, Marie Luise? Wir können uns hier wohl einen Augenblick setzen.“

Sie gehorchte bereitwillig und lachte wie der, welcher an der Pforte des Glückes steht und den Schlüssel rasseln hört und weiß, daß er im nächsten Augenblick eintreten wird.

Er nahm ihre kleine, magere, etwas knochige Hand und streichelte sie zärtlich.

„Du hast wohl lange gewußt, wie viel ich von Dir halte, Marie Luise? Ich habe es jedoch stets für unehrenhaft gehalten, Dir etwas zu sagen, da ich Dir nichts zu bieten hatte. Jedes Fünkchen Glück, das man sein eigen nennen möchte, muß man sich ja mit Geld erkaufen, sagte ich mir und so schwieg ich, obgleich — ja, ich schäme mich fast, es zu bekennen — ich zuweilen wie ein Kind weinen konnte, wenn ich Dich getroffen hatte und sah, daß Du Dich gleich mir nach einem Augenblick wie diesem sehntest. Ich gehöre zwar nicht gerade zu den Gefühlsmenschen, aber doch giebt es auch in mir etwas von der Feiertagsnatur; und wenn ich so an meinem Zeichenbrett sitze und Wohnungen für andre Leute einrichte, denen das Glück holder ist, dann locht es in mir, und ich weiß nicht, was ich thun möchte, um ihnen gleich zu kommen. Und dann kalkuliere ich und rechne und rechne, ob es nicht eine Möglichkeit dazu giebt, aber es giebt keine, faktisch gar keine in diesem Augenblick. Das weiß ich nur zu genau, aber da ich nun

einmal A gesagt habe, ist es wohl das beste, weiter zu sprechen. Als ich Dich so träumerisch auf die See blicken sah, wie Du vorhin thatest, da dachte ich so: Ich sage ihr, koste es, was es wolle, daß ich sie lieb habe und frage sie: Willst Du auf mich warten und mir helfen auf die Zukunft zu hoffen? Es können ja bessere Zeiten kommen, und wenn nicht — ja, dann — dann haben wir wenigstens so viel vom Glück genossen, wie uns vergönnt gewesen. So, nun ist es gesagt, was antwortest Du darauf, Marie Luise?“

Seine treuen, blauen Augen schauten unruhig zu ihr hinüber. Es war schwer für den schweigamen Nils gewesen, diese ganze lange Rede über die Lippen zu bringen. Unzusammenhängend und stammelnd hatte er die Worte gesprochen, denen er so gern eine ganz andre Form gegeben hätte. Seiner ehrlichen, rechtlichen Natur war es eine Pein, der Gesiebten nichts anderes als eine Art Bagabundenglück ohne Zukunft bieten zu können.

Sie sagte es indessen nicht so auf. Ihr ganzes Wesen war von Singsingung erfüllt, und wenn er ihr eine Million zu Füßen gelegt hätte, würde sie sich nicht glücklicher haben fühlen können als jetzt, da er ihr nur seine leere, sehnige Hand entgegenstreckte.

„O, Nils, Nils, es bedarf ja keiner Antwort. Du weißt ja, wie grenzenlos ich Dich liebe, daß ich Dir nur dankbar dafür bin, daß Du michittest auf Dich zu warten. Wir sind ja jung, Nils, mein Nils, vielleicht bekommst Du in einigen Jahren eine bessere Anstellung. Dann heiraten wir und bekommen ein eignes kleines Heim; was schadet es, wenn es auch noch so einfach ist?“

Er rückte näher zu ihr heran, blickte hastig gespannt umher. Nein, da war niemand in der Nähe! Behutsam, fast ehrfurchtsvoll bog er dann ihren Kopf ein wenig zurück und drückte den ersten Kuß auf die zitternden, bläskroten Mädchenlippen.

„Wir sagen es wohl gleich heute abend zu Hause!“ sagte er dann, als sie sich zum Gehen erhoben.

„Wie Du willst, Nils!“  
„Willst Du nicht meinen Arm nehmen?“ fragte er.

„Dann wollen wir probegehen!“ setzte er scherzend hinzu.

Willig schob sie ihren mageren Arm in den seinen, der sich fest und sicher darum schloß. Er lag so wohlgeborgen wie der junge Vogel in seinem Nest, und sie wünschte, daß der Weg doppelt so lang sein möchte bis zu Hedwigs Wohnung, wo die Geschwister sie erwarteten. Sie hatte ein Gefühl, wie wenn das unbedeutendste Wort, das sie miteinander sprächen, eine warme Liebesföngung wäre ein Ausdruck für alle bis dahin verborgen gebliebene Liebe und Sehnsucht, an der sie getragen.

War sie denn wirklich dieselbe, die gestern noch so müde und abgesspannt an ihrer Nähmaschine saß? Müde! Sie würde gewiß nie mehr müde werden, das Glück würde sie aufrecht halten.

Und Nils, er war noch stiller als sie, aber sein ganzes Antlitz strahlte, es sah so hell, so gut und zuverlässig aus, dies große Gesicht mit seinen runden Backen, den Grübchen darin und dem kurzen, energischen Kinn. Daß er es wirklich gewagt hatte und sie ihm jetzt gehörte!

Sie standen vor der Hausthür.

„Marie Luise!“

„Nils! Lieber, lieber Nils!“

Dann stiegen sie die beiden Treppen hinauf und zogen leise, leise die Glocke bei Frau Hedwin.

### III.

Mit ungewöhnlich ernstem Ausdruck in ihrem lebhaften Gesicht stieg Dora die breiten Steintreppen zu ihrem Klassenzimmer hinauf. Der Schluß für das Sommersemester sollte stattfinden, und wenn sie dann ihr Zeugnis bekommen hatte, war sie für ewig von der Schule getrennt.

Sie dachte daran, wie verschieden ihr Leben sich von dem der meisten Mitschülerinnen gestalten würde; diese hatten ihr schon von allen möglichen Vergnügungen, die ihrer warteten, erzählt, und sie hatte zugehört, ohne ein einziges Mal sagen zu können: „Ja, das will ich diesen Sommer auch thun.“

Einer der Lehrer begegnete ihr auf der Treppe und begrüßte sie freundlich:

„Guten Tag, Dora! Na, nun schlägt ja die Stunde der

Freiheit! Weg mit den Schulbüchern, her mit dem Modejournal . . . hm, hm, mit dem Lexikon der Lebenserfahrungen!" verbesserte er seine Phrase, denn er erinnerte sich, daß Dora Lejer Freischülerin war, und daß die ersten Worte nicht gerade für sie paßten.

Sie wurde rot über das ganze, kindlichrunde Gesicht bis hinauf an die Haarwurzeln und machte eine kurze, eilige Verbeugung, ohne etwas zu erwidern.

"Ein bildschönes Mädel das!" murmelte er vor sich hin, und guckte noch einmal verstohlen der ausgewachsenen, schlanken Mädchengestalt in dem einfachen, dunklen Kleide und mit den langen, schweren Flechten auf dem Rücken nach.

"Ei, da ist ja Dora!" rief Ebba Gadde, eine niedliche, kleine Blondine, und klete mit tühnem Sprung über eine der Bänke hinweg, um zu ihrer Freundin zu gelangen. "Kannst Du Dir denken, Dora, daß ich mit Papa ins Ausland reisen soll und wenigstens ein Jahr fortbleibe. Eben bekam ich einen Brief, worin es stand. Papa und Mama haben herkommen und mich holen wollen; aber da ist ganz unerwartet vorige Woche Nina von Paris zurückgekommen. Denke Dir, sie hat einen Preis bekommen für ihr Bild, das sie im Kunstsalon ausgestellt hat. Das ist schneidig, was?"

"Ja!" gab Dora ein wenig zerstreut zu.

"Du hörst ja gar nicht zu, Dora."

"Doch thue ich das, aber ich muß immer daran denken, wie schwer es für mich sein wird, wenn ich Dich missen soll, Ebba; ob die andern gehen, ist mir ganz gleichgültig, aber Du, Ebba, wenn Du wüßtest, wie viel ich von Dir halte!" rief Dora heftig aus und preßte trampfhaft der Freundin Hände.

"Du darfst mir darum doch nicht weh thun," lachte Ebba, "und übrigens, was meinst Du mit missen, Du kommst natürlich im Sommer und besuchst mich, und dann schreiben wir uns, hörst Du?"

Dora nickte zustimmend.

Olga Stjernvall trat jetzt zu ihnen heran und fragte:

"Bovon sprecht Ihr, darf man auch zuhören?" Ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr sie fort: "Höre Ebba, ist es wahr, daß Dein Vetter im Sommer Badearzt in Forssa wird?"

"Ja, warum?"

"Na, ich finde das riesig nett; Mama und ich wollen hin."

Sie nickte den Freundinnen zu mit einem koketten Seitenblick nach einem der Lehrer, der gerade in der Thür stand, und trat dann an eine andre Gruppe heran.

"Nun bildet sie sich natürlich ein, daß Einar sich in sie verliehen soll, da täuscht sie sich aber gründlich," flüsterte Ebba. "Er sollte sich um solche Kokette kümmern."

Dora schwieg. Sie dachte daran, wie anders ihre Interessen für die Zukunft waren. Für sie hieß es arbeiten und Geld verdienen, dies schienen ganz fremde Worte für die andern zu sein; sie hörte das fröhliche Schwatzen und Lachen rings umher, und es kam ihr vor, als wäre unsichtbar der erste Stein zu der Mauer gelegt, die sie von den früheren Schulfreundinnen trennen sollte.

Die Klassenlehrerin schellte jetzt mit einer Kraft, als ob sie bis zuletzt ihren unermüdlischen Eifer beweisen wollte, und die Mädchen strömten in den hellen, hohen Festsaal, der mit Fahnen und lebenden Gewächsen decoriert war. Klasse auf Klasse zog ein und setzte sich auf ihre bestimmten Plätze; es war ein Wirrwarr von hellen und dunklen, unruhigen, kleinen Köpfen, welche, besonders die allerkleinsten, oft die gefährlichsten Wendungen machten, um zu sehen, wo "Mama" saß.

(Fortsetzung folgt.)

## „Der Sturmgesele Sokrates“ von Hermann Sudermann.

(Reising-Theater.)

Es ist gellacht worden, auch gezißt, aber die Klatscher waren weit in der Majorität, Sudermann konnte wiederholt erscheinen und sich vor seinen Bewunderern verbeugen. Von außen her gesehen war es ein Erfolg, wenngleich, wie aus Billigkeitsgründen zu Ehren des Publikums konstatiert werden muß, nicht ein sonderlich starker Erfolg. Und mit welchen Mitteln ist er erkaufte worden.

Wer selbst in Kreisen, die in der Mitte der Bismarck-Ära, umgeben vom Taumel einer blinden, sich wunderweise dänkenden Erfolgsanbetung, den alten demokratischen Gedanken behütet und gepflegt haben, aufgewachsen ist, der wird dankbar mit einem Gefühl, in dem sich Nahrung und Ehrfurcht mischen, an die wackeren, schlicht wahrhaftigen, aufrechten Männer jener Zeit ge-

denken. Natürlich, es giebt keine politischen Ideen — das sagt einfachste Ueberlegung und die Erfahrung bestätigt es leider nur zu sehr. — die als ein halbwegs sicheres Präservativ gegen menschliche Schwächen wirken. Gewiß, das Bekenntnis zu dem „Unzeitgemäßen“, Verhöhnnten und Verfolgten muß nicht der Ausdruck eines unbestochenen Sinnes sein. Eigensinn, Nechthaberei, Eitelkeit, der es Vergnügen macht, so oder so vom Haufen sich zu unterscheiden, können sich in dies Gewand drapieren. Aber wie muß der Blick an dem Oberflächlichen haften, wenn man solches Volk, das überall sein Wesen treibt, als den typischen Träger jener Ueberzeugungen auf die Bühne bringt und dann die neue Zeit über diese Armseiligen, dazu ins völlig Possenhafte Karikierten schießen läßt! Das ist der Eindruck, den Sudermanns Komödie hinterläßt. Ich glaube nicht, daß Sudermann mit der Tendenz, die demokratischen Ideen in ihren Vertretern lächerlich zu machen, ans Werk gegangen ist, daß er als gehorsamer Höfling des Erfolges hat das Wort ergreifen wollen. Unter den Repräsentanten der Gegenpartei sind in dem Stück der dumme Junge von Corpsstudent, der hierjelige Landrat ganz gewiß nicht schmeichelhaft porträtiert. Und einer der Söhne des Sturmgesellen, der draußen in der West etwas von der neuen, der socialistisch-demokratischen Bewegung der Arbeiterschaft gehört, drückt zum Schlusse dem Alten die Hand und ruft ihm zu: Eure Arbeit wird nicht verloren sein. Auch die Sympathie, mit der der Dichter die Gestalt des Rabbi gezeichnet, spricht gegen solche Höflingsabsicht, und seinen Helden, den Sokrates selbst, hat Sudermann sich wohl ursprünglich recht sehr anders gedacht. Wenn er den Jungen von der Arbeit, die der Vater gethan und die nicht verloren sein wird, reden läßt, so reimt sich das mit der kompletten Narrheit, die der Alte im Stück zeigt, schlechterdings nicht zusammen. Eine tragisch-komische Gestalt, ein Mensch, dem man bei aller Thorheit doch wegen seiner Sinnesreinheit, seines ehrlichen, wenn schon phantastischen Idealismus von Herzen gut sein kann, mag ihm, manche Anzeichen sprechen dafür, ihm im Geiste vorgeschwebt haben. Aber Absichten zählen nicht in der Kunst. Herausgekommen ist die Gestalt als klägliche Spottgeburt, die durch die Präntension des Stückes, Typen geben, Zeitströmungen in ihrem Ringen schildern zu wollen, vollends unerträglich wird. Die „fliegenden Blätter“ hätten das Problem so etwa auf demselben Niveau behandeln können.

Die Sturmgesellen sind ein demokratischer Klub zur Zeit der siebziger Jahre irgendwo in einer ostpreussischen Provinzialstadt, lauter Leute mit grauem Haar: Ein Zahnarzt, ein Ueberlehrer, ein Rabbi, ein Steuerinspektor a. D., die sich aber gerade, als ob sie grüne Penäler wären, in ihren Sitzungen mit den erlesensten Namen der Geschichte titulieren. Es giebt da einen Giordano Bruno, einen Spinoza, einen Sokrates. Dies letzte Epitheton ist dem Zahnarzt Hartmeyer, dem Helden der Komödie zugefallen, weil er als Bursch einmal einen Artikel geschrieben, in dem er sich, wie der griechische Weise, den Schierlingsbecher im Dienst der Wahrheit zu leeren bereit erklärt hat. Er schwärmt für Schwarz-Rot-Gold, ist stolz auf seinen Jüngsten, der als Armine von der Universität zurückgelehrt, ärgert sich über seinen Vesteften, der Thür an Thür mit ihm praktizierend, die zahnleidende Menschheit mit der neumodischen, verweichlichenden Erfindung, dem Lachgas behandelt, und schimpft auf den Landrat. Da der Kneipwirt, in dessen Haus die Sturmgesellen seit zwanzig Jahren wöchentlich einmal den Staat untergraben, sich über zu geringen Kosum beklagt, beschließen, um dem abzuhelfen, Sokrates und Rabbi Markus Spinoza, ihre Sprossen in den Bund mit aufzunehmen. Inzwischen hat man aus dem Munde des Studenten erfahren, daß die Arminia, die sich Hartmeyer sen. noch immer als die einstige Burschenschaft denkt, längst ein Corps geworden und die feudalsten Gefinnungen kultiviert. Nur der Alte weiß nichts davon. Erstes Moment der „Spannung“. Die Tagung der Sturmgesellen, in der über die Aufnahme der Jungen beraten werden soll, giebt Gelegenheit zu ein paar schalen Vereinsipäsen. Der Vicepräsident verlangt die Verlesung des letzten Protokolls. Der Bis dabei ist, daß man seit sechs Jahren überhaupt kein Protokoll mehr geführt hat, und daß es, da der Diöat an seiner Forderung festhält, nun zu einem großen Sturmgesellensturm kommt. So sieht das Milieu aus, dem Sokrates und dem Markus Spinoza, der selbe, der dann etwas später mit einer großen Rede als eine Art Nathan der Weise aufzutreten haben wird, aus freier Herzenswahl angehören. So schildert Sudermann die Leute, von deren Streben es dann heißt: „Eure Arbeit wird nicht verloren sein!“ Weiter läßt sich die Gedankenlosigkeit nicht treiben. Die Pointe ist das Erscheinen des Landrats in dem erschredten Kreise. Weiß er etwas von den Geheimnissen des Bundes, den kühnen in den Archivpapieren aufgeschriebenen Reden und Beschlüssen? Oder ist er wirklich nur gekommen, um, wie er lachend sagt, den alten Hartmeyer zu einer Zahnoperation an einem prinzipalen, ihm anvertrauten Jagdhund zu engagieren. Zweites Moment der „Spannung“. Hell lodert die revolutionäre Blut in Sokrates' Seele auf. Niemals wird er sich soweit entwürdigend, einem Hund, dazu noch einen Blasblütigen, den Zahn zu ziehen. Sein Sohn, der Lachgaspraktikant, der sich zu dieser That bereit erklärt, gilt ihm darob als feiger Volksverräter. Nachschneidend zieht der Landrat ab. Die blonde Ida, die Kellnerin, die ein zärtliches Band wie mit so vielen auch mit Giordano Bruno verbindet, aber wird in Anbetracht der dringenden Gefahr zur Hüterin der Revolutionspapiere eingesetzt. Unter ihrem jungfräulichen Bette sollen sie ruhen.

Endlich im dritten Akt in der Aussprache zwischen dem alten und jungen Markuse klingen, freilich recht stillwüdrig in dieser Pöffe, ein paar menschlich wärmere Töne an. Der Sohn, ein arroganter, taktlos aufdringlicher Schwadronneur, ein Mustereemplar der Eigenschaften, die der Antisemitismus „jüdisch“ nennt, klagt dem Vater sein Leid. Alle höhnen und verspotten ihn; aber sie sollen ihn kennen lernen! Er werde seine Bahn zu machen wissen und reichlich Haß mit Haß vergelten. Der Rabbi aber spricht gut, klug und milde zu ihm; er mahnt ihn beides, Hochmut und Kriecherei, zu meiden. Wenn die Deutschen wieder einmal, wie Du von Deiner Generation sagst, dahin gekommen sind, daß sie uns als Deutsche nicht mehr anerkennen wollen, so laß uns um so mehr dahin trachten, Menschen zu sein. Höfer gab den moralisierenden, thesenhaft zugespitzten Worten einen Hauch lebendigster, persönlicher Empfindung.

Um den Sturmgefallen die „Wahrheit“ zu sagen, wird dann der „Alte vom Berge“, ein ehemalig demokratischer Landjunker und Präses des Vereins, von Sudermann herbei citiert. Er hält eine Rede nach dem bekannten Rezept: Nehmt alles nur in allem, Bismarck war ein Mann; und der Studiosus Hartmeyer, die letzte Hoffnung des alten Sokrates, als Zeuge angerufen, demastriert sich vorlegen stotternd nun als Corpsstudent. Sokrates führt eine große Klammerszene auf. Mit tragischer Geberde verbannt er beide Söhne, den Streber wie den Socialisten in spo von seinem Angesicht. — Das täppischste ist der Schluß. Der Wirt der blonden Jda hat die Papiere unter dem Bett gefunden und die schlimmsten dem Landrat eingesandt. Dieser Herr, dem die lächerliche Demagogentriebelei in seiner Karriere vorzügliche Dienste geleistet, zeigt sich nun in der Weinlaune eines Sedantages erkenntlich. Er nimmt Revanche, indem er Sokrates ein Todesurteil, das die Sturmgefallen a conto der nächsten Revolution über ihn gefällt und fäuerlich protokolliert haben, zugleich mit einem Orden — Belohnung für den nicht gezogenen Hundezahn — überreicht. Die Angst des armen Kerls amüsiert ihn. Sokrates steckt seinen Orden an die Brust und sofort dünkt ihn der Sedanrummel draußen vor den Fenstern nicht mehr so abscheulich. Er zeigt sich, ruft den Passanten zu und bricht dann mit plötzlich erwachendem Bewußtsein schluchzend am Tisch zusammen. — Wo man hinsieht, Widersprüche und Unmöglichkeiten, Fließ an Fließ mähfam mit groben Nähten, jedem Auge sichtbar, neben einander gestickt! Der sichere Theaterjuni, die Kunst des spannenden Aufbaues, der Stimmungsmalerei, einer wenn nicht tiefen, so doch oft eindrucksvollen Charakteristik — alles was die Kraft und Eigenart Sudermannschen Talentes war, ist hier in diesem Stück, scheint mir, bis auf schwache Spuren ausgelöscht. Eher wie die Hauptfigur kann noch die und jener der Episodengestalten in etwas interessieren.

Auch Georg Engels wußte nicht, was anfangen mit diesem Sokrates. Der Mann blieb farblos auch in seinen Händen. Höfer's ausgezeichnete Darstellung des Rabbi erwähnten wir bereits. Sehr gut, in Mäße und Spiel, ein echt ostpreussischer Typus, war der rotbädig jovial-spitzbübische Landrat des Herrn Patry, echt auch die blonde Jda des Frä. Vera Witt.

Alle Kräfte des Lessing-Theaters, Margarete Albrecht, Adolf Klein, Willy Grünwald, Waldow, um nur die bekanntesten zu nennen, waren in dem Stück beschäftigt und thaten das Mögliche für den Erfolg. — Conrad Schmidt.

**Kleines feuilleton.**

oc. Damenhüte. Am Gullager im Großbazar. Lange Tische, vollgetürmt mit Damenhüten, garnierten und un-garnierten. Bitternde Frauenhände, die darin wühlen. Glühende Gesichter, funkelnde Augen. Rufen, Plaudern, Lachen, Schwagen, Schreien. Man prüft, fragt, horcht, wählt, kritisiert — sich und die andren.

„Den Hut da, sieh' Dir bloß den Hut an! Na, die Alte sollte auch sonst was thun, als sich solchen großen Hut aufsetzen.“

„Die denkt wahrscheintlich, wenn die Krempe recht breit ist, sieht man ihre Runzeln nicht so sehr.“

„Nun seht sie ihn auch noch hinten über. Rein, sieh' doch bloß!“

„Ach, laß mich! Wenn ich nur erst selbst einen hätte!“

„Gott, Du suchst ja schon bald 'ne Stunde. Bist Du denn noch nicht fertig?“

„Aber Fritz, Du siehst doch: hier ist nichts!“

„Na, ich danke, nichts?“ Der Mann peift durch die Zähne und wirft einen ironischen Blick auf die Hutgebirge.

Die junge Frau schluchzt beinahe: „Aber, wenn doch nichts für mich da ist! Rein, nun fang' bloß nicht an zu triegen. 'n Hut-kauf ist doch keine Hasenjagd!“

„In fünf Minuten bin ich mit fertig.“ brummt der Mann, aber die Freundin lacht: „Na ja, Ihr Männer!“ Sie hat die Alte mit dem großen Hut endlich genug bestaunt und ihrem Schicksal überlassen. Mit einem Aufschrei wendet sie sich zu der jungen Frau:

„Du, Märchen, ist das nicht süß? Märchen, den nehme ich!“ Mit einem graziosen Griff drückt sie den großen Rembrandthut auf den blonden Lockenkopf.

„Entzückend!“ ruft der Mann, „nehmen Sie ihn, Fräulein Käthe.“ Die junge Frau wendet rasch den Kopf und horcht auf; sie verzieht den Mund: „Der? Der steht Dir gar nicht!“

„Wie kannst Du nur so was sagen, Märchen?“ Fritz wird empört: „Er sieht ihr brillant.“

„Du nuschel es ja wissen.“ Märchens Stimme fängt an zu zittern. „Mir hast Du vorhin das Gegenteil gesagt.“

„Na ja, Du . . . Das ist auch mehr was für junge Mädchen.“ „Ach, und ich bin wohl 'ne alte Frau?“ Märchens Stimme zittert immer mehr. „Ich bin nur 'n halb Jahr älter als die, — aber 's Skolettieren unter'm Hut hab' ich allerdings nicht raus.“ Märchens Augen sprühen.

Die Freundin hat das Letzte nicht gehört. Sie steht vor dem Spiegel und beäugelt sich, dann kommt sie näher und ruft: „Ich nehme ihn — ich nehme ihn. Ich geh' jetzt und kaufe mir Federn dazu. Wir treffen uns nachher im Wintergärten.“ Sie ist im Gewühl verschwunden, Märchen wirft ihr einen Blick nach, der „viel“ sagt.

„Skolette Gans! . . . Jetzt hilfst Du mir aber suchen!“ Das Letzte gilt ihrem Manne. Er hat sich auf einen Sessel niedergelassen und gähnt: „Ja, such' nur, ich kann warten.“

„Fritz, Du bist einfach empörend rohl! Ich kann doch nichts finden! Märchen weint beinahe, dann schießt sie plötzlich wie eine Wilde auf eine Dame los, die nach einer seitwärts liegenden Façon greift: „Lassen Sie 'mal liegen, den nehme ich.“

„Ich denke, er macht Dich zu alt?“ fragt der Mann in seiner leisen Ironie?

„Was macht er mich? Ich hab' gleich gesagt, ich nehm' ihn.“ „Wenn Sie ihn nicht haben wollen . . . Er ist sehr hübsch,“ bemerkt die Frau.

„Gewiß will ich ihn haben.“ Märchen faucht. Sie preßt den Hut auf den Kopf: „Na, also.“

Der Mann lacht: „Endlich! Wir sagten Dir schon vor 'ner Stunde, daß Du ihn nehmen sollst!“

„Und ich nehm' ihn doch nicht!“ Der Hut fliegt auf den Tisch: „Na ja, und überhaupt, wenn Käthe schon sagt, er steht mir! Wenn 'ne Freundin sagt, n' Hut steht einem, steht er einem ganz bestimmt nicht.“

„Bravo!“ ruft eine Stimme aus der Menge. „Freiheit!“ Märchen wirft einen wütenden Blick nach der Richtung, dann leuchten ihre Augen plötzlich auf; sie hat eine neue Façon entdeckt: „Aber der . . . Ach, ist der reizend. Wo ist denn 'n Spiegel? Ist denn kein Spiegel hier?“

„Hier sind überhaupt so wenig Spiegel,“ entrüstet sich eine andre Dame.

„Ja, es ist ein Skandal: die Huiabteilung und fast gar kein Spiegel . . .“

Der ganze „Damenflor“ ist empört über die fehlenden Spiegel. „Aber, meine Herrschaften,“ beruhigte eine Verkäuferin, „der Saal hat fünfundzwanzig Spiegel.“

„Na ja, fünfundzwanzig! Was sind denn fünfundzwanzig Spiegel?“ Die Zahl imponiert offenbar gar nicht.

Märchen ist endlich an einen Spiegel „rangelommen. Sie dreht und wendet sich, sie ist eitel Entzückten: „Nun, hier 'n paar die Federn her, und da 'ne Sammettschleife und quer 'rüber eine Agraffe und hinten einen Puff und . . .“

„Sonst noch was?“ fragt der Mann.

„Fritz, werde nicht schon wieder brutal. Den Hut nehme ich!“

„Sie haben ihn ja aber ganz verkehrt auf, gnädige Frau!“ bemerkte eine Verkäuferin. „Sie haben ja die Hinterseite nach vorn gesetzt.“

„Bei den Hüten soll man überhaupt wissen, was vorn und was hinten ist,“ ruft eine lachende Mädchenstimme.

Märchen hat den Hut richtig auf dem Kopf, sie schleudert ihn ingrinnig auf den Tisch zurück: „Nein, so sieht er ja geradezu verrückt aus, so kann ich ihn nicht tragen!“

„Dann trag' ihn verkehrt,“ sagt der Mann. „Es ist ja überhaupt ganz egal, wie Du die Dohle seht!“

„Wie nennen Sie die Façon?“ Eine alte Frau dreht sich rasch um und greift nach dem Hut. „Façon Dohle? Das ist wohl das neueste?“

Ein jubelndes Gelächter.

„Das allerneueste!“ tönt es aus der Menge. „Façon Dohle Jamohl!“ Dann ruft eine Stimme: „Junge Frau, lassen Sie sich nicht weis machen, denn ist überhaupt keine Façon, denn ist berlinisch und heißt auf deutsch Kisse.“ Das Gelächter schwillt an. Die Alte starrt mit großen runden Augen erschreckt umher: „So — ja — entschuldigen Sie, ich will ihn meiner Nichte mitnehmen . . . Ich, ich bin nämlich nicht von hier.“

Erneutes Lachen. Märchen hat einen Wespelhut. Sie unterhandelt mit der Verkäuferin.

„Fünfehn Mark die Façon? Na ja, auf den Preis kommt's nicht an. Und hier die Hahnenfedern darauf und das seidene Band. Lassen Sie alles zusammen einpaden.“

„Das Wagenrad willst Du nehmen?“ Der Mann ist näher getreten und weist auf den Kriesehut.

„Der muß erst gefaltet werden, mein Herr,“ belehrt die Verkäuferin. „Sehen Sie, so . . .“ Mit drei Handgriffen hat sie das Wagenrad zusammengeboogen.

„Ach so, man muß ihn erst ordentlich knautschen.“

„Fritz, seht laß Deine Nebensarten und bezahle.“ Märchen nimmt ihn beim Arm: „Fünfundzwanzig Mark macht das ganze und wenn er mir zu Hause nicht gefällt, tausch' ich ihn morgen wieder um.“ —

— Matart-Angebote. In der „Frankfurter Zeitung“ frischt Einer Erinnerungen an Matart auf: Für Matarts Art zu schaffen ist folgende Geschichte sehr charakteristisch. Einige Pilsitz-Schüler gingen einmal eines Morgens auf den „Landelmarkt“, wo die Maler

ja fast immer irgend etwas finden. Makart, der ebenfalls mitgegangen war, brachte nur eine große rote Quaste mit, mit der spielend er den Rest des Vormittags dasah. Zum Mittagessen ging er nicht mit; er schüttelte seine Quaste beschaulich weiter. Als die andren Kollegen aber nachmittags wieder kamen, war bereits ein Bild im Entwurf entstanden: Note Kardinäle in einem roten Zimmer, rote Stühle, rote Vorhänge, natürlich eine Skala vom zartesten Rosa bis zum Dunkelrot; eine Skala, wie sie dem geborenen koloristen eben die Fransen jener Quaste gezeigt hatten, die außen abgerieben oder verschoffen, innen noch die ursprüngliche Farbe zeigten. So kam Makart auf „Ideen“ zu Bildern. — In späterer Zeit, als ihm Fortuna lächelte, wurde seine Gutmütigkeit oft arg mißbraucht. Kam da eines Tages ein junger Mensch mit einigen Zeichnungen: Ob der Herr Professor meine, daß er Talent zur Malerei hätte? Seine Mittellosigkeit jedoch, — kurz, das Ende war, daß Makart, um das aufkeimende Talent zu unterstützen, ihm 50 Gulden „lieh“. Nach ungefähr einem Monat kam der Jüngling aber wieder: Es hätte sich herausgestellt, daß er eigentlich mehr für „die Technik“ begabt sei, die Professoren hätten das auch gesagt, aber da müßte man wieder Meißelzeug usw. kaufen — und Makart lieh ihm abermals 50 Gulden, was aber nicht hinderte, daß der Jüngling nach einigen Wochen wieder erschien. Mit der Technik war es natürlich auch nichts, dagegen hatte sich in Ungarn ein Verwandter gefunden, der ihn in sein Geschäft als Straßmann aufnehmen wollte. Allein das Reisegeld . . . es war die dritte Strophe des Liedes mit dem Refrain: 50 Gulden! Makart gab sie ihm zwar, aber nun wurde er doch beinahe böse und sagte dem Jüngling: „Sie, hören Sie mal, mir scheint, Sie haben mich zum besten; da suchen Sie sich gefälligst einen Andre!“ —

— **Wie der Chopinische Trauermarsch entstand.** Vom Chopinischen Trauermarsch hieß es immer, daß er unter absonderlich schauerlichen Umständen entstanden sei. Ein Mitarbeiter des Pariser „Matin“ hat nun den 82 Jahre alten Maler Felix Ziem, der einst mit Chopin eng befreundet war, auf dem Montmartre aufgesucht, um sich darüber einiges erzählen zu lassen. In fröhlicher Erinnerung erzählte Ziem: Es mag 55 bis 56 Jahre her sein. Chebandler de Valdrôme, Ludre, der Musiker de Polignac, der Maler Ricard, Chopin und ich hatten bei mir gespeist und waren in bester Laune noch in meinem Atelier versammelt. Von oben herabhängende Teppiche trennten dies in drei Teile und in einem von diesen stand ein Gerippe, das ich zwischen durch mit Stoffen drapierte. Weiter befand sich dort ein sehr mittelmäßiges Piano, das ich bei einem benachbarten Teufelher gekauft und aus dem ich die Füllungen herausgefäht hatte, um sie zu vier Gemälden zu gebrauchen. Das Klavier selbst war dadurch gleichfalls zu einem unter einer Decke verborgenen Skelett geworden. Als ich mich mit Ricard auf einen Augenblick allein in diesem Raume befand, hatte ich einen schaurigen Einfall, der sich durch unsere allgemeinen Frohsinn entschuldigen läßt. Ich nahm das Menschengerippe, hüllte es in die durch Ricard von dem Piano gerissene Decke wie in ein Leichentuch und setzte es unter dem Teppich vor den Augen der im Nebenraum befindlichen Freunde in Bewegung. Man lachte. Als bald bemächtigte sich Polignac des Gerippes, hüllte sich mit ihm in das Tuch, trat an das Klavier und schlug einige Accorde an, so daß zu unserem Vergnügen ein menschliches Skelett an einem Klavierskelett saß. Da überkam plötzlich Chopin ein Gedanke. Er war schnell am Klavier, setzte sich mit dem Gerippe an Stelle Polignacs und improvisierte dann den bekannten wunderbaren Trauermarsch. Wir alle waren bewegt. Es wurde nicht mehr gesprochen. Unserm anfänglichen Lachen folgte begeisterte Weisheit, womit wir das neue Werk Chopins begrüßten. Es war ein schöner Abend. Alles, was man sonst über die Sache erzählt hat, ist erdichtet. —

**Naturwissenschaftliches.**

ss. **Pflanzentiere und Tierpflanzen.** Die Wissenschaft hat einer großen Klasse von niederen Tieren den Namen der Zoophyten (Pflanzentiere) gegeben, später aber diese Bezeichnung wieder außer Gebrauch gesetzt. In der That ist sie mehr auf eine äußerliche Ähnlichkeit einiger Geschlechter dieser Tierklasse mit Pflanzen begründet, hauptsächlich den Verzicht der freien Beweglichkeit, die nach der alten Auffassung den wesentlichsten Unterschied zwischen Pflanzen und Tieren bedeuten sollte. Mit mehr Recht könnte man andre Wesen als Pflanzentiere bezeichnen, die zu einer viel höher entwickelten Klasse gehören als jene, nämlich gewisse Vertreter der Würmer, die in engster Gemeinschaft mit winzigen Pflanzen leben und in ihrem Dasein von deren Gegenwart geradezu abhängig zu sein scheinen. Es giebt da einen kleinen Wurm aus der Ordnung der Strudelwürmer, der mit dem wissenschaftlichen Namen *Convoluta* belegt worden ist. In seiner äußeren Gestalt gleicht er etwa einem zusammengerollten Baumblatt. Diese Ähnlichkeit wird noch durch die grüne Farbe des Tierchens verstärkt. Das Grün ist in der Lebewelt eine Domäne der Pflanzen und zeigt sich an Tieren verhältnismäßig selten. Bei jenem Wurm aber hat es noch eine besondere Bedeutung insofern, als es tatsächlich aus echtem Pflanzengrün besteht, nämlich von winzigen Pflanzen herrührt, die das Tier dauernd mit sich herumträgt. Dieser sonderbare Zusammenhang hat früh die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf sich gezogen und die Forschungen haben ihn durch ihre vorläufigen Ergebnisse nur noch merkwürdiger erscheinen lassen. Man kam nämlich zu der Ansicht, daß der Wurm eigentlich überhaupt nie fräße, sondern seine Nahrung durch die in seinem Körper

enthaltenen Pflänzchen zugebracht erhielte. Das einzige, was er dabei zu thun hätte, wäre die Sorge, seinen Leib und damit die darin befindlichen Pflanzenzellen einer reichlichen Belichtung auszufsetzen, wie sie eben von den Pflanzen zu ihrer Entwicklung verlangt wird. Als Beweis für diese Anschauung wurde angeführt, daß der Wurm schon in zwei oder drei Tagen stirbe, wenn er dem Licht entzogen würde. Jetzt haben zwei hervorragende englische Zoologen, Gamble und Keeble, in einer Arbeit, die sie der Royal Society eingereicht haben, das sonderbare Tier nochmals eingehend untersucht und sind zu wesentlich andren Schlüssen gekommen, die jedoch das Verhältnis zwischen dem Wurm und den Pflanzenzellen in einem nicht weniger außerordentlichen Licht erscheinen lassen. Zunächst entkräften sie die bisherige Behauptung von der ausschließlichen Ernährung des Tieres durch seine pflanzlichen Scharaktere durch den Nachweis, daß der Wurm wohl lange Zeit ohne Licht auszukommen vermag. Die Pflanzenzellen verlieren dann selbstverständlich ihre grüne Farbe, gewinnen sie aber wie durch einen Zauberschlag in wenigen Minuten wieder, wenn sie der Sonne von neuem ausgesetzt werden. Daraus ist schon zu entnehmen, daß auch die sonderbare Behauptung, daß Tier freße überhaupt nicht, auf einem Irrtum beruhen müsse. Es ist auch wirklich festgestellt worden, daß der Wurm ein eifriger Vertilger von winzigen Algen, Bakterien und andren Kleinwesen ist. Freilich hat er bis zu gewissem Grade auch die Fähigkeit, die Pflanzenzellen im Innern seines Körpers zu verdauen, aber er ist nicht darauf angewiesen. Im Gegenteile scheinen die Pflänzchen mehr Nahrung und Nutzen aus dem Körper des Wurms zu ziehen, als es umgekehrt der Fall ist; sie verhalten sich demnach als echte Scharaktere. Das Wunderbarste aber an diesem Beispiel innigsten Zusammenlebens zwischen Tier und Pflanze ist der Umstand, daß die Nachkommenschaft eines solchen Wurms auch die Pflänzchen schon im Ei mitbekommt, indem die Pflanzenzellen in die Eihülle eingebettet sind und dann von der jungen Wurmlarve bei ihrem Wachstum aufgenommen werden. Die Vereinigung zwischen den beiden Wesen ist also eine so innige geworden, daß eine *Convoluta* ohne ihre pflanzlichen Scharaktere gar nicht auf die Welt kommen kann. —

**Humoristisches.**

— Schulkgeschichten nach wahren Erlebnissen erzählt eine Leserin in der „Täglichen Rundschau“:  
 Lehrerin: „Nimm Dein Taschentuch.“  
 Junge: „Ich habe keens.“  
 Lehrerin: „Warum nicht? Du sollst doch immer eins bei Dir haben.“  
 Junge: „Mutter sagt, die sind noch zu reenc.“  
 Lehrerin: „Was soll dem das heißen, sie sind noch zu rein?“  
 Junge: „Erst kriegt se meine große Schwester, un nachher kriegt se id, un jetzt sind se noch zu reene for mir.“

Ein Lehrer will den Kindern den Begriff der Bescheidenheit klar machen und fragt zu dem Zweck:

„Wenn Deine Mutter hereinkommt mit einem Teller voll Stullen und Du nimmst Dir die allerkleinste, was bist Du dann?“

Antwort: „Dann bin id scheene dumm!“ —

**Notizen.**

— „Der Sturmgeselle Sokrates“, Komödie in vier Akten von Hermann Sudermann ist soeben bei Cotta als Buch erschienen. —

— Hugo v. Hofmannsthal's Dichtung „Elektra“ wird eine der nächsten Aufführungen des Neuen Theaters sein. —

— Paula Conrad-Schlenker wird in Hauptmann's neuem Stück „Rosa Berndt“, das demnächst im Deutschen Theater gegeben wird, eine kranke, an einen Rohrstuhl gefesselte Frau spielen. —

— „Cäsar und Kleopatra“ von Bernhard Shaw wird im Neuen Theater vorbereitet. —

— Oskar Nedhals Ballett „Der faule Hans“ wurde bei der Erstaufführung in der Wiener Hofoper freundlich aufgenommen. —

— Hans Thoma hat dem städtischen Museum in Elberfeld seine sämtlichen Radierungen sowie eine Anzahl Steindrucke, die nicht im Handel sind, geschenkt. —

— Die größte Schule in den Vereinigten Staaten und vielleicht auch in der ganzen Welt ist, nach der „Frankf. Zeitung“, kürzlich in New York eröffnet worden. Sie ist an der Houston- und Lewisstraße belegen und bedeckt einen Acre (40 A) Flächenraum. Das große Ziegelsteingebäude enthält 87 Klassenzimmer und Sitzplätze für 5000 Kinder. Es sind zwei Spielplätze vorhanden, einer auf dem Dache für die Knaben und ein überdachter Hof für die Mädchen. Bei ungünstiger Witterung wird der Hof von beiden Geschlechtern benutzt. Es sind ferner Räume da für den Turn- und Handfertigkeitunterricht, eine große Küche für Unterweisung im Kochen, 35 Bäder und Räume, in welchen bei Regenwetter die nassen Oberkleider der Kinder getrocknet werden. Die Schule ist in allen Beziehungen ganz modern eingerichtet und weist und andern auch zwölf „Parlors“ für Lehrer auf. —